



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Herbsttage in der Eifel : Kultur- und Landschaftsbilder.

2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarhaus

2



ein Wirfter Schulhause führt ein schmaler Waldweg zu einem Hochplateau empor, auf dessen höchster Erhebung ein Heiligenhäuschen steht. Eine rohgezimmerte Holzbank, durch dieses Häuschen vor dem Winde geschützt, ladet zu kurzer Rast ein. Von diesem Punkte aus genießt man eine Aussicht, die, ganz abgesehen von ihren malerischen Reizen, besser als die längsten Beschreibungen es vermöchten, den Besucher über Charakter und Formation der Eifel belehrt. Ein Rundgemälde, von diesem Luginsland aufgenommen und an einem dem großen Publikum zugänglichen Orte, vielleicht in einer Großstadt, ausgestellt, müßte meines Erachtens in den weitesten Kreisen die Lust wachrufen, sich genauer mit dem außerhalb der Rheinprovinz kaum dem Namen nach bekannten, merkwürdigen Gebirgslande vertraut zu machen.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Spezialkarte der Gegend genügt, diese Behauptung zu rechtfertigen. Die Ahr, die bisher in südöstlicher Richtung geflossen ist, wendet sich unmittelbar unter unserm Standorte nach Norden und bildet mit drei an dieser Stelle in sie einmündenden Bächen strahlenförmig zusammentreffende Thäler. Die von diesen eingeschlossenen Berggrücken in der durchschnittlichen Höhe von 500 Metern erscheinen als ein ausgedehntes, tief zerklüftetes Hochplateau, über das sich ostwärts der noch 200 bis 300 Meter höhere Gebirgsstock der Hohen Eifel mit seinen schön geformten Kuppen und Spitzen erhebt. Wir sehen auf der Thalsohle grüne Wiesen, an den Abhängen der Berge Wälder und auf der welligen Hochfläche Heide, Aderland und Stoppelfelder. Hier und da zeigt sich dort oben ein Dörfchen, so in nordöstlicher Richtung Reiferscheid, dessen weißer Kirchturm auf viele Meilen im Umkreise sichtbar ist, und in nordwestlicher Aremberg, am Fuße des über dem Ahrthale aufsteigenden hohen Burgberges. Die von verwilderten Gärten umgebenen letzten Trümmer der einst sehr ansehnlichen Burganlage, des Stammschlusses des noch blühenden Aremberger Herzogsgeschlechts, liegen auf der Nordseite des Berges. Die herzogliche Familie, die zum größten Leidwesen der Eifelbevölkerung in Brüssel wohnt, neuerdings auch in Berlin ein Palais erworben hat, zeigt leider für ihre Stammburg wenig Interesse und thut so gut wie nichts, die Ruinen vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren. Der jetzige noch junge Herzog, der zu den begütertesten Magnaten Europas gehört, soll allerdings vor einigen Jahren die Absicht gehabt haben, seine Residenz für die Sommermonate nach dem Schlosse zu Schleiden zu verlegen, in dessen Nähe viele tausend Morgen Waldlandes sein Eigentum sind. Man erzählt jedoch, die Gegend sei ihm durch einen Unfall auf der Jagd, bei dem einer seiner Freunde ums Leben kam, so verleidet worden, daß er von der Ausführung seines Vorsatzes endgiltig abgesehen habe. Dies ist um so mehr zu bedauern,

Grenzboten IV 1900

48

als die Bevölkerung der Gegend mit rührender Liebe an seinem Hause hängt und auf die Rückkehr „ihres“ Herzogs, wie die Juden auf die Ankunft des Messias, wartet. Sind doch die Aremberger die einzigen unter den zahllosen Eifeldynasten der Vergangenheit, die durch glückliche Schicksalswendungen mancher Art immer wieder in den Besitz ihres Stammlandes gekommen sind. So ist es ihnen zum Beispiel gelungen, ihre in der Revolutionszeit eingezogenen Güter durch die eheliche Verbindung mit einer Verwandten Napoleons I. wenigstens teilweise zurückzuerhalten. Das Geschlecht besteht seit dem Jahre 1129, erlosch aber schon 1280 und wurde durch eine weibliche Seitenlinie fortgeführt. Im Jahre 1549 wurden die damaligen Grafen von Aremberg aus dem Hause Barbançon-Ligne in den Reichsgrafenstand, 1576 in den Fürstenstand erhoben und 1645, namentlich wegen der Verdienste des damaligen Arembergers um die Bekämpfung des reformationsfreundlich gesinnten Kölner Erzbischofs Gebhard Truchseß, von Kaiser Ferdinand III. mit der Herzogswürde und andern Gunstbeweisen bedacht. Als Kuriosum sei erwähnt, daß jedesmal der erstgeborne Sohn des Hauses von Geburt an Ritter des Goldenen Vlieses war. Trotz ihrer streng katholischen Gesinnung waren die Aremberger auch ihren protestantischen Unterthanen in der Schleidener Gegend tolerante Landesherren, was daraus hervorgeht, daß sie ihnen einen Saal ihres Schlosses zum Gottesdienst überließen. Auch den Geistesströmungen der Zeit verschlossen sie sich nicht, gehörten doch Rousseau und Mirabeau zu den Freunden ihres Hauses. Beim Wiener Kongreß wurde der herzogliche Besitz mediatisiert. Seitdem ist das Geschlecht vom politischen Schauplatz zurückgetreten.

Mein Weg führte mich durch das ausgedehnte aber ärmliche Dorf Hoffeld. Hier waren die Leute mit dem Schneiden des kümmerlichen Hafers und dem Einbringen des Buchweizens beschäftigt, der einzigen Feldfrüchte, die neben der häufig mißratenden Kartoffel auf dieser rauhen Höhe noch vorkommen. Das Dorf selbst scheint alt zu sein, wie überhaupt gerade die ältesten Wohnstätten der Eifel merkwürdigerweise auf den Höhen und nicht in den Flußthälern liegen, was daher kommen mag, daß die hochliegenden Ortschaften weniger durch Überfälle und Plünderungen der meist in den Thälern marschierenden Soldateska des Mittelalters und der neuern Zeit zu leiden hatten. Auch mögen keltische und römische Niederlassungen, namentlich die zum Schutze der immer über die Höhen geführten Römerstraßen angelegten Kastelle häufig die Veranlassung zur Gründung der Eifeldörfer gegeben haben, um so mehr als in der Regel die Trümmer der alten Wohnstätten und Befestigungen brauchbares Baumaterial boten. Auch heute kann man noch beobachten, daß der Eifeler Bauer, ähnlich wie sein Kollege in der römischen Campagna, die antiken und mittelalterlichen Ruinen seiner Heimat gern als Steinbruch ausnutzt oder doch auszunutzen versucht — eine Bemühung, die allerdings mitunter durch die unglaubliche Festigkeit des alten Mörtels völlig vereitelt wird.

Hinter Hoffeld zieht sich der Weg noch eine Weile über das Hochplateau dahin und führt dann über den steilen Abhang wieder ins Ahrthal hinab. Allerdings ist die Bezeichnung „Weg“ nur dann zutreffend, wenn man darunter einen bald breitem bald schmälern Streifen bloßliegenden Schiefergesteins versteht, das ähnliche Erscheinungen wie der oben erwähnte Wirster Kirchfels aufweist. So dürr die Hochfläche ist, so reich an Quellen zeigt sich der Abhang. Überall sickerten Wasseradern aus dem Gestein hervor, verloren sich wenig Schritte abwärts im Geschiebe und traten weiter unterhalb wieder ans Licht. Drunten im Thale, wo ich um die Mittagstunde anlangte, erwartet den Wanderer eine Szenerie von hohem landschaftlichem Reiz. Von stattlichen

Baumgruppen beschattet und von Wasser umgeben liegt dort das alte, längst außer Betrieb gesetzte Eisenwerk Stahlhütte, in dessen geräumigen Gebäuden augenblicklich eine Holzbearbeitungsanstalt untergebracht ist. Auch hier war alles wie ausgestorben, die Maschinen ruhten, und die Arbeiter schienen ihren Mittagschlaf zu halten. Sogar das Schilf in den Teichen regte sich nicht — es war eben die Stunde, wo der große Pan schläft. Ich schaute mich lange vergebens nach einem lebenden Wesen um, endlich entdeckte ich einen Eisvogel, der aber auch wie traumversunken auf dem Geländer der Schleufe saß und unbeweglich in die Flut spähte. Plötzlich stieß er hinab und kam mit einem Fische im Schnabel wieder zum Vorschein. Aber er sollte sich seiner Beute nicht freuen, sie entschlüpfte ihm und fiel mit lautem Aufschlag in das Element zurück. Damit war der Bann gebrochen, der unglückliche Fischer strich mißmutig ab, im Fluge seine wahrhaft exotisch bunte Farbenpracht entfaltend. Im Schilf regten sich Enten, deren erstauntes Geschnatter die Hühner auf dem Hofe beantworteten, ein Hund schlug an, und bald darauf begannen drinnen im Sägewerke die Räder zu surren.

Ich setzte meinen Weg fort und stieg die steile Straße zu dem ansehnlichen Dorfe Dorjel empor. Dieser Ort ist das typische Beispiel einer alteiseler Dorfanlage. Die Häuser stehen planlos durcheinander, ja es gewinnt den Anschein, als hätten sich ihre Erbauer Mühe gegeben, alles zu vermeiden, was einer Anpassung an Richtung und Bauart der Nachbarhäuser ähnlich gesehen hätte. Jedes Haus wendet seinen Giebel nach einer andern Seite, die einzige Symmetrie war in der Anlage der Düngergruben zu finden, die alle nach der Straße zu lagen, und deren Inhalt von den zahlreichen eifrig scharrenden Hühnern ziemlich gleichmäßig über die ganze übrigens recht breite Gasse verteilt wurde. Diese war kaum passierbar, da man durch den damals grassierenden Typhus geängstigt und zu energischen Maßnahmen aufgerüttelt in aller Eile eine Wasserleitung angelegt hatte. Beim Ausschachten der für die Leitungsrohre bestimmten Gräben waren hauptsächlich Steine zu Tage gekommen, die nun, zu Wällen aufgeschichtet, die Richtung der eingegrabnen Rohre bezeichneten, und die man wohl nicht beseitigte, weil man annahm, daß sich das Erdreich in den Gräben noch senken würde. Das häufige Vorkommen des Typhus in der Eifel ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, von welcher Beschaffenheit in den hochliegenden Orten das Trinkwasser sein muß. Die Brunnen sind überall in nächster Nähe der Düngergruben und enthalten ein Wasser, dessen Farbe schon häufig auf eine recht unerwünschte Beimischung schließen läßt. Neuerdings hat sich die Regierung auch der Beseitigung dieses Ubelstandes energisch angenommen. Wie ich hörte, werden jetzt Prämien für die Anlage gemauert und zementierter Gruben ausgezahlt. In den tiefer liegenden Ortschaften, die durchweg das köstlichste, klare und gleichmäßig kalte Quellwasser zur Verfügung haben, ist der Typhus natürlich so gut wie unbekannt. Der hochbetagte Wirt des Dorfelder Gasthauses, zugleich der Ortsvorsteher, gab mir in zuvorkommender Weise über die lokalen Zustände Auskunft. Er war in seinem Leben wohl kaum über die Grenzen seines heimatlichen Kreises hinausgekommen und hatte von den Verhältnissen in der großen Welt nur sehr unklare Vorstellungen, schien aber für alles, was sein Dorf betraf, einen klaren Blick und ein richtiges Urteil zu haben. Er hatte es zu einigem Wohlstande gebracht und seinen Sohn eine höhere Schulbildung genießen lassen, worauf er sich viel zu gute that. Er beklagte, daß sein Heimatdorf in diesem Jahre während der Manöverzeit des Typhus wegen keine Einquartierung erhalten habe, fügte aber mit Stolz hinzu, daß sich zwei Dörfer in der Nähe

in die Truppenzahl hätten teilen müssen, die sonst in Dorfel allein untergebracht würde. Eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse seit den letzten fünfzehn Jahren gestand er bereitwillig zu und meinte, daß sich die jüngere Generation bei weitem nicht mehr so zu plagen brauche, wie er und andre es vordem gemußt hätten. Während man sich früher mehr auf die Viehzucht beschränkt habe, würde jetzt auch die Landwirtschaft einigen Verdienst ab. Die Schafzucht sei ganz aufgegeben, ja durch die Behörde geradezu unterdrückt worden, weil auf den Wiesen, auf denen Schafe geweidet hätten, das Rindvieh nicht mehr fressen wolle. Aber man habe sich mit großem Eifer auf die Hühnerzucht geworfen, und aus dem für die Eier erzielten Gewinn an barem Gelde würden fast in allen Familien die Ausgaben für die nicht selbst produzierten Lebens- und Genußmittel bestritten. Dagegen seien die Pferde beinahe ganz verschwunden; in den fünfziger und sechziger Jahren habe man in Dorfel noch mehr als dreißig gezählt, jetzt seien nur noch drei vorhanden. Der kleine Bauer, der mit seinen Angehörigen wirtschaftete, könne besser bestehen als der größere, da wegen des Wegzuges vieler junger Leute nach den Industriegebieten des Niederrheins die Arbeitskräfte rar und der geforderte Tagelohn kaum noch zu erschwingen sei. Man habe infolge dessen hier und da schon zu der Verschreibung ausländischer Arbeiter seine Zuflucht nehmen müssen. Auf meine Frage, ob zuweilen Fremde in das Dorf kämen, erwiderte der Wirt, in den letzten Jahren seien einigemal Touristen eingekehrt, doch sei deren Zahl vorderhand noch zu geringfügig, als daß sie für den Ort von Bedeutung sein könnten. Dagegen fände sich in jedem Herbst, mitunter auch im Winter, eine aus dreißig bis vierzig Wupperthaler Herren bestehende Jagdgesellschaft in Dorfel ein, die fast alle großen Reviere in der Umgegend gepachtet habe und meist wochenlang bleibe. Der Wildstand sei gut, namentlich was Rehe und Hasen anbeträfe, auch sei Schwarzwild vorhanden, dem man jedoch in den dichten Fichtenbeständen aus Mangel an geeigneten Hunden schwer bekommen könne.

Der wackre Alte ließ es sich nicht nehmen, mich bis an die Grenzen seines kleinen Reichs zu begleiten, damit ich den Weg nach Alrdorf, wo ich die Landstraße wieder erreichen wollte, nicht verfehle. Aus der respektvollen Art, mit der man den Greis überall im Dorfe begrüßte, konnte ich erkennen, daß er sich als Mensch und Ortsvorsteher großer Beliebtheit und Achtung erfreute.

Der Weg über die Acker und die öden Berghalden ins Alrthal hinab bot wenig Bemerkenswertes. Für den Botaniker muß er jedoch von einigem Interesse sein, weil hier eine großblütige Art des Enzians gedeiht, dessen tiefblaue Glocken den dürren Grund angenehm belebten. Alrdorf, wo die Kelberger Landstraße auf die Chaussee nach Blankenheim trifft, ist ein saubres, wenn auch armes Dörfchen, dessen Bewohner gerade mit der Grummeternte beschäftigt waren. Abgesehen von den zahllosen Herbstzeitlosen machten die Wiesen in der ganzen Umgegend einen vortrefflichen Eindruck. Man kann überall bemerken, daß die eifrig betriebnen Meliorationen, besonders die planmäßig ausgeführte Kanalisierung ihren Zweck nicht verfehlen. Desto trauriger nehmen sich jedoch weiter oberhalb des Orts, namentlich in der Gegend des Fleckens Alrhütte, dessen Eisenwerk still steht, und dessen Häuser zum Teil in Ruinen liegen, die Berge aus. Der Laubwald wird auf dem linken Flußufer immer kümmerlicher, verschwindet schließlich ganz und macht sogar an den sonst bewaldeten Abhängen dem Ginster und Wacholder Platz. Wo der Fels bis dicht an die Landstraße vorspringt, hat man versucht, Kalkstein zu brechen, die Gruben aber bald wieder liegen lassen, weil der sonst gute Stein

wegen mangelnder Beförderungsmittel nicht verwertet werden kann. Zur Linken, auf einem Hügel in einiger Entfernung grüßt den Wanderer der letzte Rest der Burg Dollendorf, eine riesige nackte Giebelwand, die sich, von der Chaussee aus betrachtet, wie ein gewaltiger Obelisk ausnimmt. Wo die Landstraße nach einer Strecke starker Steigerung den Fluß überschreitet und sich von nun an auf dessen rechtem Ufer weiter zieht, wird die Vegetation wieder reicher. Auf der Höhe liegt ein einzelnes Häuschen, zugleich Wirtschaft und Postagentur. Da ich noch eine Stunde Wegs vor mir hatte, hielt ich auf der Bank vor der Thür eine kurze Rast. Die Sonne war schon bis nahe an den Berg- rücken herabgesunken und beleuchtete den Höhenzug auf dem linken Flußufer mit warmem Goldschein. Jedes Blatt, jeder Halm schien zu glühn, und die mit Beeren schwer beladenen Kronen der Ebereschenreihe an der Chaussee glichen einer Korallenschnur. Wo sich das Thal nach Südosten zu öffnet, bot sich dem Auge noch ein letzter Durchblick auf die Hohe Eifel, deren Höhenzüge und Kuppen, in blaue und violette Tinten getaucht, mich lebhaft an umbrische Landschaften und wegen der Bestimmtheit der Umrisse zugleich an Rottmanns Malweise erinnerten. Flußaufwärts war das Thal düsterer, einmal weil es schon im Schatten lag, sodann auch, weil hier die Berge mit Fichtenwald bestanden sind.

Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat gelehrt, daß die Fichte der unter den lokalen Verhältnissen der Eifel am besten gedeihende Waldbaum ist, dessen Kultur schon in der kürzesten Zeit einen Nutzen abwirft. Da die Fichte auch auf schlechtem Boden gedeiht und der Vernichtung durch Schädlinge aus dem Insektenreiche weniger ausgesetzt ist als beispielsweise die Kiefer, so scheint dieser schöne, nebenbei auch das Klima günstig beeinflussende Baum berufen, nicht nur das Odland langsam in Nutzland zu verwandeln, sondern auch für die mehr und mehr verschwindenden Eichenschälwälder Ersatz zu bieten. Diese Wälder hatten nämlich bis vor nicht zu langer Zeit für einen großen Teil des Eifelgebiets eine hervorragende Bedeutung. Seit aber die früher allenthalben zu Gerbzwecken verwandte rheinische Eichenlohe so ziemlich überall durch das amerikanische Quebrachholz verdrängt worden ist und fast nur noch in den Gerbereibetrieben der Eifel, namentlich in Malmedy, St. Vith und Prüm Verwendung findet, ist der Preis für Eichenrinde von sechs Mark fünfzig Pfennigen auf vier Mark fünfzig Pfennige für den Zentner zurückgegangen, sodaß sich der ohnehin mühsame Lohschlag nicht mehr lohnt. Ich werde später, bei der Schilderung der Lederindustrie in der Westeifel, Gelegenheit haben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Noch vor Eintritt der Dunkelheit langte ich in Blankenheim an. Nach ihrem Austritt aus dem Orte, in dessen Mitte sie entspringt, zieht die Ahr fast schnurgerade durch die Wiesen dahin. Man hat hier vor einigen Jahren ihren ursprünglich an Krümmungen überreichen Lauf korrigiert und dadurch ein großes Stück Land für die Wiesenkultur gewonnen. Da diese aber gerade hier durch das fröhliche Gedeihen des anscheinend unausrottbaren Hufatlachs beeinträchtigt wird, hat man kürzlich einen Versuch mit dem Anbau der Kornweide gemacht, der jetzt schon gute Resultate verspricht.

Blankenheim gehört unstreitig zu den Perlen der Eifel. In ein enges Thal eingebettet, von den Trümmern eines gewaltigen Dynastenschlosses überragt, erfüllt es alle Anforderungen, die ein auf romantisch liegende Örtlichkeiten erpichter Wanderer stellen kann. In diese bescheidenen Häuser und Häuschen, die fast alle die Spuren eines hohen Alters tragen, ist nach jahrhundertelangem regem Leben seit dem Ausgange des achtzehnten Säkulums Ruhe und

Frieden eingezogen, mehr Ruhe und Friede allerdings, als den Blankenheimern lieb ist. Das Blankenheimer Grafengeschlecht, das hier residierte, war eine der begütertesten und mächtigsten Familien der Eifel, ihr waren nicht weniger als sechsundneunzig Adelsgeschlechter Lehnspflichtig. Auch Gerolstein gehörte zu ihrem Besitz, und die „Großherzogin von Gerolstein,“ zu der sich Offenbach aus der Geschichte der Blankenheimer Grafen seinen Stoff geholt hat, ist keineswegs, wie wohl die meisten Verehrer dieser leichten musikalischen Ware annehmen, lediglich ein Phantasiegebilde des Librettisten. Entwickelte doch der kleine Hof einen Prunk, der den Aufwand mancher größeren Fürsten übertraf! Sogar ein eignes Hoftheater war vorhanden, und die Kunstsammlungen, die Graf Hermann von Blankenheim begründet hatte, die aber in der Revolutionszeit in alle Winde zerstoben, hatten einen europäischen Ruf. Sogar für die Bildung ihrer Unterthanen hatten die Grafen Geld übrig: in dem heute als Pfarrhaus benutzten großen Gebäude war ein Seminar mit geistlichem Kollegium und Gymnasium, die der Landesherr aus eigener Tasche unterhielt. Politisch haben die Blankenheimer namentlich im dreizehnten Jahrhundert eine Rolle gespielt; Gerhard IV. kämpfte in der blutigen Schlacht bei Worringen an der Seite des unglücklichen Kölner Erzbischofs Siegfried von Westerburg gegen die Kölner Bürgerschaft und deren fürstliche Verbündete, den Herzog Johann I. von Brabant und den Grafen Adolf von Berg. Derselbe Gerhard trat durch seine bald darauf geschlossene Ehe mit Ermesindis von Luxemburg in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu den höchstgestellten Personen dieser Zeit: seine Schwäger waren der deutsche Kaiser Heinrich VII. und der allmächtige Erzbischof Balduin von Trier, sein Neffe der König Johann von Böhmen. Man wird nicht fehlgehn, wenn man annimmt, daß diese Familienverbindungen auch in materieller Hinsicht für das Eifeler Dynastengeschlecht von segensreichem Einflusse gewesen sind. Gerhards Sohn, Arnold, kämpfte unter Ludwigs des Bayern Fahnen gegen Frankreich und focht im Solde Eduards III. von England in der Schlacht bei Cressy, wo ihm auf feindlicher Seite sein Vetter und Freund Johann von Böhmen gegenüberstand, der, obwohl völlig erblindet, wie ein Löwe kämpfend den Tod auf der Walstatt fand.

Zweimal wurde das im Mannesstamm erloschne Blankenheimer Geschlecht durch Seitenlinien fortgeführt, zuletzt im Jahre 1780 durch die aus Mähren stammende Familie Sternberg, die aber beim Einfall der Franzosen, im Jahre 1794, flüchten mußte, und deren Nachkommen heute ihr Besitzrecht an den Trümmern der Blankenheimer Burg mit Entschiedenheit verleugnen. So ist eine der schönsten Ruinen des Eifellands herrenlos. Es wäre zu wünschen, daß die preussische Regierung bei der Anlegung des Grundbuchs diesem Mißstande ein Ende machte und von der so malerischen Burg selber Besitz ergriffe, um deren gänzlichen Verfall zu verhindern.

Ein stattlicher mehrstöckiger Bau dicht unterhalb der Schloßruine, der aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch aus der Glanzzeit Blankenheims stammt, wird heute noch bewohnt und dient einem in der Gegend begüterten ehemaligen Offizier als Herrenhaus. In der Nähe steht eine kleine gotische Kirche aus dem ersten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, in deren Krypta die sterblichen Reste einiger Blankenheimer Grafen in einem gemeinsamen Sarkophage ruhn. Es sind die letzten Überbleibsel aus dem von den Franzosen geplünderten und zerstörten Erbbegräbnisse. Die Kirche selbst verrät Kunstsin und Wohlstand ihrer Erbauer. An Schnitzwerk und Statuenschnuck ist nicht gespart worden, und das fein gegliederte Netzgewölbe dürfte in der ganzen Provinz seinesgleichen suchen. Bei meiner Anwesenheit in Blankenheim war man gerade

dabei, die Kirche auszumalen. Der mit dieser Aufgabe betraute Künstler und seine Gehilfen arbeiteten mit feinem Verständnis und rastlosem Fleiß, denn sie waren nach Newyork bestellt worden, um dort eine Kirche mit ihrem Pinsel auszuschnücken und mußten schon in den nächsten Wochen ihre Überfahrt antreten.

Als letzter Rest der äußern Burgbefestigung steht in dem Städtchen selbst ein schlanker Thorturm mit künstlerisch ausgeführten steinernen Wappen. Ganz in der Nähe, in einem von äußerst malerischen Häusern und Stallgebäuden eingeschlossenen Hofe entspringt die Uhr. Das Brunnenhäuschen, aus dem das eiskalte Wasser in starkem Schwall hervorsprudelt, trägt die Jahreszahl 1726. St. Nepomuk, der alte Wasser- und Brückenpatron, schaut in großer und kleiner Ausgabe, höchst realistisch vielfarbig, auf den jungen Fluß hinab und scheint dessen Kindheit mit gönnerhaftem Wohlwollen zu überwachen. Aber der munter dahineilende Sohn der Berge darf sich der ungebundenen Jugendlust nicht allzulange erfreuen, man spannt ihn bald ins Joch der Arbeit, und wenige hundert Schritte unterhalb muß er schon die Räder zweier Mühlen treiben.

In den letzten Jahren ist der Name Blankenheims in der Archäologienwelt häufig genannt worden. Man hat nämlich damit begonnen, die wahrscheinlich schon von den kunstliebenden Grafen ausgebeuteten Ruinen einer römischen Villa bloßzulegen, die zu den bemerkenswertesten antiken Baudenkmalern diesseits der Alpen gezählt wird. Die verhältnismäßig unbedeutenden Funde an Hausrat, Münzen und Schmuck sind bisher in das Bonner Provinzialmuseum gelangt, die weit wichtigeren Architekturreste, die über die Einrichtung einer römischen Villeggiatur in der Provinz die genaueste Auskunft geben, werden an Ort und Stelle sorgfältig erhalten und, wo dies nötig ist, durch Überdachung gegen die zerstörenden Einflüsse des Klimas gesichert. Auch für den Laien interessant ist die Luftheizungsanlage in den Wohn-, Schlaf- und Baderäumen, das überwölbte Schwimmbad und last not least das mit Spülvorrichtung versehene Klosett.

Wie man sieht, fehlt es dem Orte auch abgesehen von seiner malerischen Lage in einer engen, nach vier Seiten geschlossenen Thalmulde keineswegs an Merkwürdigkeiten, die auf den Touristenschwarm ihre Anziehungskraft ausüben könnten. Aber bedauerlicherweise lassen sich die meisten Besucher der Eifel durch den Mangel an guten Verbindungen abhalten, einen Aufenthalt in Blankenheim in ihr Reiseprogramm aufzunehmen. Man merkt dem Städtchen seine Weltentlegenheit nur zu deutlich an. Wenn die wenigen Sommerfrischler, die hier alljährlich einige Wochen verbringen, wieder abgezogen sind, versinkt der Ort in seine alte Lethargie, aus der er nur durch außergewöhnliche Ereignisse wachgerüttelt wird. So hatte ich Gelegenheit, die alles elektrifizierende Wirkung zu beobachten, die die Nachricht, der Landrat habe seinen Besuch für den nächsten Tag angekündigt, in ganz Blankenheim hervorbrachte. Die hohe Obrigkeit entfandte sofort den Polizeidiener, der mit einer Schelle bewaffnet an jeder Ecke die Aufforderung an die Bürger verlas, für eine schleunige Generalreinigung der Straßen und Höfe zu sorgen. Fieberhaft thätige Schaufeln und Besen, ängstlich gackernde Hühner und mißmutig grunzende Schweine bezeichneten noch lange den Weg, den das etwas heißere Organ der Blankenheimer Ordnung und Sicherheit zurückgelegt hatte.

Im Gasthause war es urgemütlich. Gegen die achte Stunde fanden sich die Stammgäste ein, unter andern der Oberförster, der Lehrer, der Postassistent und der Förster. Bei trefflichem Münchner Bier floß die Unterhaltung un-

unterbrochen dahin, sie drehte sich hauptsächlich um die Landwirtschafts- und Forstverhältnisse der Gegend, um Viehzucht, Fischfang und Jagd. Ein Pferdekenner belehrte mich hierbei über die Ursachen des Rückgangs der einst so bedeutenden Eifeler Pferdezeit. Er glaubte das Körpergesetz oder dessen unrichtige Anwendung dafür verantwortlich machen zu müssen. Von den gepriesenen Vorzügen der alten Landrasse, aus der noch Napoleon mit Vorliebe das Pferdmaterial für seine Kavallerie wählte, von der Ausdauer, Bedürfnislosigkeit und Zähigkeit sei bei den Produkten der heutigen Zucht nichts mehr vorhanden. Die Kreuzung mit dem ostpreussischen Schläge, zu der man sich aus militärischen Gründen habe verleiten lassen, habe das einheimische Pferd verdorben, es sei als Remontepferd wie als Arbeitspferd nahezu unbrauchbar geworden. Kraft und Schnelligkeit ließen sich nun einmal nicht vereinigen. Der Fehler sei eben der, daß mit der Überwachung der Pferdezeit meist Offiziere betraut würden, deren Pferdeideal ein anderes als das des Bauern sei.

Als der Gesprächsstoff ausging, wurden unter die noch Anwesenden kleine Liederbücher verteilt, das Mädchen, dem die Bedienung der Gäste oblag, setzte sich mit an den Tisch, und zu den Klängen des dünnstimmigen oder doch wenigstens zartbesaiteten Klaviers schollen aus der kleinen Klause alte deutsche Volks- und Jägerlieder in die stille Herbstnacht hinaus. Es war zu später Stunde, als sich die Stammgäste verabschiedeten. Dem fremden Wanderer zu Ehren waren sie über die gewohnte Aufbruchzeit hinaus geblieben. Als ich am nächsten Morgen nach einem Spaziergange durch das plötzlich blitzsauber ausschauende freundliche Städtchen meinen Rucksack packte und meine Rechnung erbat, wurde ich durch den unglaublich bescheidenen Preis, den man mir für Abendessen, Nachtlager und ein sehr reichhaltiges Frühstück abverlangte, angenehm überrascht. Ich nahm die Überzeugung mit auf den Weg, daß die schöne Habacht, dieser Kardinalfehler so mancher rheinischen Wirte, ihren Weg in diese stillen Täler noch nicht gefunden hat.



Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep



urichen Giesicke hatte schwarze Haare und war interessant. Er war als Kind schwächlich gewesen. Halstücher und wollne Kniewärmer und Gummischuhe, damit waren sein Gedächtnis und seine Phantasie und sein Gewissen gesättigt worden. Von alle dem zur rechten Zeit dran denken, daß weder das eine noch das andre Schutzmittel verabsäumt würde, hatte sein Blick und sein Augenaufschlag etwas Beschwertes bekommen. So etwas Sinnendes, als wenn hinter diesen Augen etwas lastete. Es waren aber die wollnen Strümpfe, die Hals- und Kniewärmer, die da lasteten; aber in den dunkeln Augen war es wie Schwermut zu lesen.

Und dann hatte er trotz aller Vorsicht einmal die Kopfschmerzen bekommen. Davon waren die Haare vom Wirbel weggegangen, und es war da eine kleine Tonsur